



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das deutsche Volksmärchen und seine Literatur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das deutsche Volksmärchen und seine Literatur.

Seit das Volksmärchen in seinem bescheidenen Kleide durch Literaturhistoriker und Dichter in dem Kreise der poetischen Schöpfungen des Menschengeschlechts legitimirt ist, hat sich auch bei den zahlreichen erwachsenen Lesern der Märchen-sammlungen der Sinn für das ausgebildet, was im Volksmärchen für alle Zeiten von Bedeutung sein wird. Das Märchen hat für uns ein poetisches, ein psychologisches und ein antiquarisches Interesse. Der poetische Werth des Volksmärchens liegt zunächst darin, daß der Mensch in demselben fortdauernd in idealen Beziehungen zu der Natur und seinen Mitmenschen gedacht wird, so daß ihm zu Liebe oder Leide die gesammten Kräfte der Welt in phantastischen Verkörperungen thätig erscheinen. Der Werth der Märchen wird dadurch bestimmt, ob die Zwecke und Thaten des handelnden und leidenden Menschenkinde ein allgemeines menschliches Interesse haben, oder ob wir in dem bunten phantastischen Spiel der Mächte, welche als Freunde oder Feinde des Menschen auftreten, Reichthum und Grazie der Erfindung erkennen. Ferner aber liegt der poetische Zauber des Volksmärchens darin, daß die gesammte ideale Welt, in welcher die Handlung abspielt, naiv und unmittelbar empfunden ist, und daß die Beziehungen des Menschen zu der äußeren gegenständlichen Natur wie zu anderen Menschen eine Liebe, Treuherzigkeit und Einfachheit zeigen, welche dem verständigen Zusammenhange der Wirklichkeit so fern steht, daß wir dieselbe als den vollständigen Gegensatz mit großer innerer Freiheit zu genießen im Stande sind. Es ist so viel von der Methode des Empfindens und Combinirens, welche ein gemüthvolles Kind besitzt, darin vorhanden, daß sie uns den Eindruck des Kindlichen im schönsten Sinne des Worts machen. Dazu kommt bei dem deutschen Volksmärchen noch ein anderer Reiz; wir Alle haben selbst in unsrer Kinderzeit viele dieser Märchen gehört und durchgenossen, und das freudige begeisterte Genießen hat in unsrer Seele eine gewisse Zärtlichkeit für diese ursprünglich poetischen Bildungen zurückgelassen, freundliche Erinnerungen an eine ideale Welt, aus welcher unser verständiger Geist allmählich herausgewachsen ist. — Der künstlerische Bau des deutschen Volksmärchens ist einfach, aber er offen-

hart einen klaren Sinn, welcher mit Bewußtsein und Energie nach einem bestimmten Ziele hingehet. Der arme Knabe soll reich und glücklich werden, und seine bösen Widersacher werden strenge verurtheilt, oder ein thörichter Sinn versucht, gegen das Gefühl für Ordnung und Recht zu handeln, und wird von seiner Thorheit überführt. Immer ist eine entscheidende Katastrophe und ein kräftiger Abschluß sichtbar. Immer eine Steigerung der Handlung in der Weise, daß die Abenteuer und Hindernisse in Variationen wiederkehren, wobei die Zahl Drei ihre alte wichtige Rolle spielt. Wie in aller naiven Poesie wird wenig motivirt, nach dem Warum fragt das Märchen selten, die Personen haben bei aller feinen Charakteristik, welche häufig in den einzelnen Situationen heransbricht, doch im Ganzen die allereinfachste Anlage. Sie sind böse oder gut; idealisirte Charaktere erscheinen in Märchen nur selten. Wo charakterisirt wird, ist es eine einzelne Eigenschaft des Menschen, um welche sich die Erzählung dreht; er kann sich z. B. nicht fürchten, oder er fürchtet sich immer; oft ist diese Eigenschaft eine körperliche, eine große Nase, kleiner Wuchs, große Stärke, oder sie erscheint als eine Begabung, welche dem Menschen durch Andere geworden ist u. s. w.

Die Volkseigenthümlichkeit, welche sich in dem deutschen Märchen ausspricht, ist eine sehr liebenswürdige. Es giebt hier einige Grundanschauungen, welche in unzähligen Variationen immer wiederkehren. Es ist der Arme, Bescheidene, Gemüthvolle, welcher das höchste Ziel erreicht, der Reiche, Stolze, Fordernde wird gedemüthigt. Der jüngere Sohn, der scheinbar Einfältige, der, welcher gut ist gegen seine Umgebung, wer die Vögel liebt, den Thieren Erbarmen schenkt, die kleinen Naturgeister ehrt, wird glücklich; aber furchtlos und unternehmend muß der Glückliche sein, seine Kraft und Thätigkeit ist es zuletzt, welche die Sache beenden muß. Der Held hat Freunde und Feinde, beide bleiben ihrem Charakter treu. Dankbarkeit gegen die Aeltern und die, von denen man Gutes genossen, rücksichtsloser Haß gegen die Feinde, eine treue und eifrige Gesinnung werden überall verlangt. Immer findet der Mensch in der größten Noth seine Helfer, und diese Bundesgenossen handeln nicht nur nach dem Grundsatz: Hilf mir, damit ich dir helfe, sondern eben so oft uneigennützig. Die Liebe erscheint als ewig; wo sie eine Zeit lang verschwindet, geschieht das durch Bezauberung. Die Aufgabe des Weibes ist, zu lieben; hochmüthiger Stolz wird bei der Königstochter immer gestraft, auf prüde Zurückhaltung der Geliebten giebt das Märchen nichts. Sich dem Manne ganz hingeben, vielleicht schon im ersten Augenblick der Bekanntschaft, gilt der Heldin für keinen Vorwurf, sie wird vielleicht verstoßen, wenn sie Mutter wird, und geräth in das größte Unglück, aber sie bleibt dem Erzähler und den guten Beschützern des Menschen deshalb eben so lieb. Diebstahl gilt in der Regel nur als Verbrechen gegen das Heimische, Nabeltugend, in des fremden Königs Land hat der Märchenheld große Lizenzen. Die Strafen, welche zuletzt die Bösen treffen, sind hart, in der Regel ein qualvoller Tod; die schlechten Motive,

aus denen die Bösen handeln, sind bei Menschen am häufigsten Neid und Habsucht, es ist die böse Stiefmutter, die neidische Königin, die ungenügsame Fischersfrau, welche das Glück stören; häufiger sind Frauen, als Männer, das böse Princip. Bei den Thaten des Helden ist außer Tapferkeit ein gewisser gemäßigter Sinn, der sich zu beherrschen weiß, nothwendiges Erforderniß zum Siege. Wer den Rathschlägen seiner Beschützer ungehorsam ist, wer da spricht, wo er schweigen soll, wer sich durch imponirende Eindrücke fortreißen läßt, der verfällt seinem Geschick. Aber er verfällt nicht rettungslos, es ist ihm entweder selbst Gelegenheit gegeben, sein Unrecht gut zu machen, oder er wird befreit durch die stärkere Kraft eines Andern. So ungefähr erscheint die Sittlichkeit des Volkes im Märchen. Ueberall ein tiefes und gesundes ethisches Gefühl, welches nur bei einzelnen Klassen von Märchen zuweilen beschränkt wird durch die ungesunde Stellung eines einzelnen Standes, in dem die Märchen entstanden. So ist z. B. bei den Soldatenmärchen in der Regel ein Deserteur der glückliche Held. Originell ist in den deutschen Märchen ferner der Humor, welcher häufig durchbricht, nicht nur bei solchen, in denen der ganze Ton scherzhaft ist, sondern auch in ernstern, z. B. im Märchen vom Fischer und seinem Weibe, einem der schönsten.

Nicht so allgemein bekannt ist die culturhistorische Wichtigkeit der Volksmärchen, und deshalb sei es gestattet, hierüber ausführlicher zu sprechen. Als vor vierzig Jahren die Gebrüder Grimm ihre berühmte Sammlung, die Hausmärchen, herausgaben und damals in der Einleitung der Sammlung zu lesen war, man müsse diesen Ueberlieferungen einen wissenschaftlichen Werth einräumen und zugeben, daß in ihnen Anschauungen und Bildungen der Vorzeit erhalten seien, da schüttelte die gelehrte Welt noch ungläubig die Köpfe; und jetzt sind wol hundert Hände beschäftigt, diese verachteten Märchen ans Tageslicht zu ziehen, und wir behandeln sie mit einer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, die man seit Jahrhunderten nur römischen Altären und Urnen zuzuwenden gewohnt war, denn wir besitzen in vielen Märchen Ueberlieferungen aus der Zeit der ersten Kindheit und Jugend unsres Volkes; sie sind die lebendig im Munde des Volkes erhaltene und fortgebildete Götter- und Heldensage.

Wilhelm Grimm begann 1819 die Vorrede zu der Sammlung mit folgenden schönen Worten: „Wir finden es wohl, wenn von Sturm oder anderm Unglück, das der Himmel schickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen wird, daß noch bei niedrigen Hecken und Sträuchen, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert hat und einzelne Halme aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort: keine frühe Sichel schneidet sie für die großen Vorrathskammern; aber in Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme Hände, die sie suchen, und Aehre an Aehre gelegt, sorgfältig gebunden und höher geachtet, als sonst ganze Garben, werden sie heimgetragen, und winterlang sind sie Nahrung, vielleicht auch der

einziges Samen für die Zukunft.“ Das ist in kurzen Zügen die Geschichte der deutschen Mythologie.

Dem als die Deutschen anfangen, den Römern fürchtbar zu werden, besaßen sie nicht nur eine klangvolle, feingegliederte Sprache, sondern auch einen ausgebildeten Götterglauben mit reichem Mythenschmuck. Als das Christenthum an die Grenzen Deutschlands trat, lebte das Heidenthum hier noch in voller ungeschwächter Kraft. Freie wie Unfreie standen fest und gläubig zu den alten Göttern; das Christenthum brach gleich einem verheerenden Sturme herein, der die ganze Saat niederschlug, aber damit auch eine wärmere Luft und ein neues Leben dem Vaterlande schenkte.

Aus dem innersten Leben des Volkes hervorgegangen, mit ihm aufgewachsen und groß geworden, wurzelten die alten Mythen allzu fest in ihm, als daß das Christenthum sie ganz hätte austilgen können; das Volk konnte sie unmöglich ablegen, wie ein verbrauchtes Gewand, wegwerfen, wie ein aus der Mode gekommenes Geräth. Es hielt treu, wie es ist, an ihnen fest, nur nahmen sie jetzt eine von der frühern sehr verschiedene Farbe an. Die Götter, die Helden, die halbgöttlichen Wesen, welche in ihnen auftraten, hatten ihre alte Heiligkeit verloren, das Christenthum sah böse Dämonen in ihnen, die sich an die Stelle des einen Gottes gedrängt hatten, um sich die Anbetung zuzueignen, welche allein dem höchsten Herrn der Welten gebührt. Ihre Tempel und Altäre waren gestürzt, ihre heiligen Bäume theilweise unter der Art der Apostel gefallen; mit denselben stürzten und fielen sie vor dem siegreichen Kreuze und sanken, ihres Ansehens, ihrer Macht fast ganz beraubt, zu gewöhnlichen Menschen herab. Aber — und das ist ein rührender Zug von der Anhänglichkeit des Volkes an das, was ihm je als heilig galt — wenn sie auch zu Menschen wurden, dann räumte man ihnen wenigstens gern die höchste Würde ein, welche es unter den Menschen giebt: man schmückte die der Göttlichkeit beraubten Scheitel mit dem Gold der irdischen Krone und ließ der entthronten Göttin alle einst ihr heiligen Orte, wo sie nicht mehr als Göttin, aber als eine mit hohen Zauberkräften und tiefer Weisheit begabte Frau nach wie vor wohnte. Man ging selbst noch weiter, man setzte den Erlöser und seine zwölf Apostel an die Stelle der alten Götter, Maria und andere weibliche Heiligen an die der Göttinnen; man gab ihnen die verlassenen Stühle und machte sie zu Verwaltern der alten Götterämter. Dies geschah, wohlgemerkt, aber nur von dem Volke, und zwar unter fortwährendem Widerstande der Kirche.

Auf diese Weise übersetzt, lebten die alten Mythen Anfangs in der Veränderung fort, die sie durch das Christenthum erfahren hatten, aus dem öffentlichen Leben geschleucht in die heimlichen Winkel des Hauses, in die Schatten des Waldes oder die Einsamkeit der Weide. An die Stelle der dieselben einst singenden Priester und Sänger traten Vater und Großvater, Großmutter und

Mutter, Knecht und Amme, Schäfer und Hirte, und wie einst an jener Mund Alle hingen, so sammelte sich jetzt Jung und Alt um diese, den wunderbaren Kunden zu lauschen. So wanderten sie von Geschlecht zu Geschlecht in ihren Hauptsachen unverändert, wie das Gemüth, welches sie bewahrte. Nicht etwa nur einmal erzählt, erfreuten sie die Hörer; das öftere Wiederkehren der Erzählung hinderte natürlich deren Alterung, denn da der Kreis der Zuhörer fast durchgängig ein kleiner war, und da man es immer und immer wieder hörte, so bewahrten es Alle meistens auch in denselben Ausdrücken, womit es erzählt wurde, sie lernten es gleichsam auswendig, die Erzählungen pflanzten sich fast wörtlich fort. Jede Abweichung von dem einmal Erzählten würde dem Erzähler, jede von dem früher Gehörten dem Wiedererzähler eine Nüge zugezogen haben, sobald er es in seinem Kreise vortrug, wie dies denn noch heute Jedem, und zwar nicht selten, vorkommt, der sich mit der Sammlung dieser Ueberlieferungen abgiebt. Diese Festigkeit und Sicherheit der Ueberlieferungen ist oft so groß, daß wir in einzelnen nur die Personen zurück in's Heidnische zu übersezen haben, um das Märchen in den alten Mythos zu verwandeln.

Dieses bis in das Kleine gehende Halten an der ältesten Gestalt des Mythos finden wir besonders in solchen Fällen, wo die erzählte Begebenheit einfach ist und sich in Kreisen bewegt, an denen die Zeit vorüberging, ohne daß sie wesentliche Veränderung erfahren hätten. Der den Hammer schwingende Schmied, der zum Felde ziehende Landmann, der Neze werfende Fischer ist heut zu Tage nicht viel anders, als vor funfzehn Jahrhunderten; sein Leben und Treiben, sein Arbeitsgeräth hat wenig oder gar keine Veränderung erlitten. Diese Beständigkeit kam oft den Mythen zu Gute, welche Begebenheiten berichten, die in diese Kreise fallen. Ein Beispiel genüge. In der jüngern Edda wird erzählt, wie die Götter auszogen, den Loki zu fangen und zu strafen, weil er Schuld an Baldr's Tod war. Er hatte sich in einem Wasserfall in Fischgestalt verborgen, und die Götter mußten zum Neze greifen, um seiner habhaft zu werden. Zweimal zogen sie dasselbe durch den Wasserfall, ohne ihn fangen zu können, denn das erste Mal schlüpfte er unter einen Stein, und das Neze ging über ihn hinweg; das zweite Mal gerieth er zwar hinein, aber, als man ihn packen wollte, sprang er über das Neze weg. Als er dies auch beim dritten Mal versuchte, faßte Thórr ihn schnell mit kräftiger Hand; auch diesmal wäre er wieder entschlüpf, hätte der Gott ihn nicht am Schwanz gehalten. Daher kommt es, sagt die Edda, daß der Salm (denn dessen Gestalt hatte Loki angenommen) nach dem Schwanz zu so dünn ist. So der Mythos des Nordens; hören wir jetzt das deutsche Märchen. Petrus, der bekanntlich ein Fischer seines Gewerbes war, zog eines Tages zu fischen aus; er fing aber Nichts bis zum letzten Zug; da war das Neze ganz voll. Er warf die Fische in seinen Eimer, nur den letzten konnte er nicht fassen, weil dieser immer hin und

her sprang. Endlich packte ihn Petrus mit Daumen und Zeigefinger oben am Rückgrat und warf ihn zu den anderen, indem er sprach: Du bist ein Schelmfisch. Seitdem haben die Schelfische das Mal oben am Rücken. Auf Helgoland erzählt man übereinstimmend: Der schmale schwarze Streifen, welcher über den Rücken des Schelfisches läuft, wird von den Fischern für eine Narbe vom Griff des h. Petrus gehalten*). Durch die Verwandlung des Gottes Thörr in den h. Petrus, der ihn in vielen Fällen ersetzt, fiel natürlicher Weise das Motiv des Fischfangs weg, aber die Sage vom Fischzug selbst erhielt sich.

Nicht so leicht konnten sich Mythen erhalten, in welchen einestheils die Handlung complicirter ist, und die anderentheils in Kreisen und Verhältnissen sich bewegen, welche im Laufe der Jahrhunderte wesentliche Umgestaltungen erlitten. Das Volk steht in all seinen Anschauungen auf dem Boden der Gegenwart; auf ihn verlegt es die fernste Vergangenheit, nur auf ihm kann es sich eine Zukunft denken. Daraus erklären sich bereits jene Uebertragungen der Mythen der alten Götter auf christliche Heilige oder gar auf geliebte Könige und Helden, wie die Kaiser Karl der Große, Friedrich Barbarossa, Otto I., Karl V. (ja in Belgien selbst auf Maria Theresia, im Harz auf Friedrich den Großen), die einer nach dem andern den verlassenen Götterstuhl einnahmen. Blieben die Personen der Mythen wenigstens noch Könige oder Helden, dann würden die durch diese Verwandlung nothwendig gewordenen Modificationen nicht allzu groß sein, aber die Götter stiegen häufig noch tiefer herab, ihre Hülle wurde zuweilen viel bescheidener und ärmlicher, das Volk zog sie ganz und gar in seine Kreise, und machte Kaufleute, Bauersöhne, Handwerker, Soldaten u. A. aus ihnen. Diese weitere Umgestaltung konnte natürlich nicht ohne bedeutende Folgen für die Märchen bleiben, denn die Verhältnisse, in welchen die Götter standen, mußten dem neuen Charakter angepaßt werden, ihr Wirken wurde ein ganz anderes. Wir lesen in vielen Märchen vom Stuhl des Herrn, von dem herab man die ganze Welt überschaut; dieser Stuhl ist der alte Sitz des Götterkönigs Wuotan. In der nordischen Mythe wird sein Besteigen für Andere verhängnißvoll; der Asengott, Fro, besteigt diesen Stuhl, und erblickt von ihm herab die Riesentochter, deren Schönheit so wunderbar ist, daß Alles, was sie umgiebt, wie golden dadurch erstrahlt; und in unsrem Volksmärchen besteigt ihn ein Schneiderlein, das erboht über den Diebstahl einiger Waschweiber, dem er zuschaut, ein Bein von dem Stuhle reißen, und es unter die Diebinnen schleudert. In anderen Märchen ist an die Stelle dieses Stuhles eine verbotene Thür getreten, deren Oeffnung Unheil bringt u. s. w. Aber die Erinnerung des Volkes an die Mythen ist so groß, daß es bei aller Willkürlichkeit, die es bezüglich dieser Dinge zeigt, den innern

*) S. J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie, S. 140.

Zusammenhang der Sage oft unangetastet ließ. Mit der Uebersetzung der Personen ging die Uebersetzung alles dessen, was mit ihnen zusammenhängt, Hand in Hand, und sie erfolgte zuweilen mit so wunderbarer Genauigkeit, daß sie selten nur einen Zug übergeht. Darum kann in den Märcen auch Alles wichtig sein bis zur kleinsten Einzelheit, und die Forschung ist angewiesen, auch das anscheinend Bedeutungsloseste nicht unbeachtet zu lassen. Wie die unscheinbare Schlüsselblume, das am Wege blühende und von dem gewöhnlichen Wanderer zertretene Bergißmeinnicht in der Sage dem Schäfer, welcher sie auf seinen Hut steckt, den Berg erschließen, aus dem ihm goldene Schätze entgegenleuchten und die der Erlösung harrende verwünschte Jungfrau entgegentritt, so öffnet uns oft ein einfaches Wort, ein kleiner, scheinbar werthloser Zug den Blick in einen reichen Mythos voll altem Götterleben, und giebt uns die Kraft, den lange entrückten Gott zu erlösen, der ohne das vielleicht noch lange dessen geharrt, vielleicht den Erlöser nie gesehen hätte.

Die Werthlosigkeit aller nicht mit strenger Gewissenhaftigkeit bearbeiteten Märcen liegt somit am Tage: wer sie nicht mit reinen Händen liest, der verdient sich keinen Dank, weder von der Wissenschaft, noch auch von dem Volke. Denn auch bei dem Volke findet die Breittreterei und leichte Verwässerung keinen Anklang; es findet in ihr nicht seinen Geist wieder, sondern die meist untergeordnete Subjectivität eines ihm ganz und gar fernstehenden, seinem Denken und Handeln durchaus fremden Menschen. Darum hatten auch solche Bearbeitungen gewöhnlich nur ein ephemeres Dasein; man liest sie einmal und legt sie zur Seite, während das Märchen in seiner ächten Gestalt immer wieder gelesen wird und immer neue Freude gewährt.

Ein flüchtiger Blick auf die bisher unter uns erschienenen Sammlungen schliesse diese Betrachtungen. Die Sammlung von Musäus verdient den Namen „Volksmärcen“ nicht, da sie fast nur Sagen und nur drei Märcen enthält. Eine ganze Reihe später erschienener verdienen den Namen kaum, da sie meist schlechte Bearbeitungen dem Volke entnommener Uebersieferungen sind, oder eine der andern entlehnen. Nur die „Fabeln, Märcen und Erzählungen für Kinder von Caroline Stahl“ sind bis zum Jahre 1819 zu erwähnen, da sie das Ueberlieferte einfach wiedergeben. Erst mit der Grimmschen Sammlung hebt die Zeit der eigentlichen Märcenbücher an, und die Brüder konnten mit Recht von denselben sagen: In diesem Sinne giebt es sonst keine Sammlungen von Märcen in Deutschland. Nachdem sie dreizehn Jahre lang mit erstaunenswerthem Fleiße gesammelt hatten, erschien 1812 der erste Band mit Märcen aus Hessen und den Main- und Kinziggegenden der Grafschaft Hanau. 1814 folgte der zweite, welcher schon andere aus dem Fürstenthum Münster und Paderborn brachte. 1819 erlebte jener erste Theil bereits eine vollständige Umarbeitung, und wurde durch Einleitungen über das Wesen der Märcen und Kindersitten erweitert; für manches

Herausgeworfene rücker Beiträge aus Oestreich und Deutschböhmen ein, denn das Buch fand allerwärts sofort Freunde, und den Herausgebern strömten Mittheilungen von allen Seiten zu. Also wuchsen die Varianten zugleich in dem Maße heran, daß sie einen eigenen Band füllten, der als dritter Theil der Sammlung beigegeben wurde. Leider ist dieser reichhaltige Band bisher nur wenig verbreitet. Er enthält außer Hunderten von Varianten (Seite 1—255), die von Deutungen einzelner Märchen, Nachweisen ihrer Verwandtschaften unter einander und mit den Sagen und Liedern Deutschlands wie anderer Länder und Völker begleitet sind, „Zeugnisse“ für die Märchen aus älteren griechischen und römischen, wie aus deutschen und englischen Schriftstellern, und eine mit seltenem Fleiße und merkwürdiger Belesenheit ausgearbeitete „Literatur“ der Märchen aus Italien, Frankreich, Spanien, Großbritannien, Dänemark und Schweden, Deutschland, den slavischen Ländern, Ungarn, Griechenland und dem Orient.

So war denn die Bahn gebrochen, an eifriger Nachfolge fehlte es nicht. Es dauerte nicht lange, da regte es sich nicht nur in Deutschland, sondern auch außerhalb des Vaterlandes. Alle Erdtheile lieferten ihr Contingent, besonders aber zeigte sich Deutschland selbst thätig, und zwar nicht nur in der Herbeischaffung eigener Märchen, sondern auch im Auffuchen und Uebersetzen der Märchen anderer Völker; in letzterer Beziehung gingen die Brüder Grimm wieder durch ihre vortreffliche Uebersetzung des ersten Theils von Croker's irischen Märchen voran. — In Oestreich waren Franz Jiska, Bechstein, der beliebte Volkserzähler Joseph Rant, Friedmund von Arnim u. A. thätig, doch ist das Feld dort noch lange nicht ausgebeutet, und reiche Schätze warten noch auf fleißige Hände. Aus der Oberlausitz brachte E. Willkomm zwei Bändchen mit nicht reichem Inhalt und allzu breiter Erzählung. Am eifrigsten war man in Norddeutschland, wo u. A. Müllenhoff, Kühn und Schwarz ausgezeichnete Sammlungen veranstalteten und Firmennich in Germaniens Völkerstimmen manchen schönen Beitrag lieferte. Eben so thätig war der Westen Mitteldeutschlands, dem wir Bechstein's Märchenbuch, die Sammlungen des leider zu früh verstorbenen Emil Sommer und Wolf's Hausmärchen danken, wo gerade jetzt Dr. Fries (in Wertheim) wieder eine reiche Sammlung vorbereitet. Aus Baden erhielten wir noch Nichts, in dem Elsaß sammelte A. Stöber nur wenig, dagegen sitzt in Bayern wieder ein sehr eifriger Forscher, Oberbaurath Friedrich Panzer, der Herausgeber des „Beitrags zur deutschen Mythologie“, von dessen Thätigkeit wir zweifelsohne noch Manches zu erwarten haben. Von Tyrol erhielten wir vor Kurzem die schöne Sammlung der Brüder Jingerle (deren einer die auch an Märchen reiche ehrenwerthe literarische Zeitschrift der „Phönix“ redigirt) und wo Bonhum bereits vorher einige Beiträge aus Borsarlberg brachte. Sehr viel ist noch für Sammler zu thun. Und dennoch drängt die Zeit sehr, denn täglich sterben von den alten Erzählern, und mit ihnen wird für immer Verlorenes begraben. Wie verdienstlich wäre es, wenn die historischen Vereine, die Redactionen

kleiner Localblätter, die Verfasser von Monographien einzelner Städte, Burgen, Klöster u. s. w. die Märchen und Sagen ihrer Gegend ins Auge faßten. Das ist eine Aufgabe, deren Lösung auch dem weniger Begabten nicht schwer fällt, und die dabei doch so lohnend ist. Freilich ist für solche Sammlungen eine gemeinsame Redaction nach festem und verständigem Plan nöthig. Sollte es in Deutschland nicht möglich sein, einen Redacteur und Verleger für ein so interessantes und bedeutendes Werk zu gewinnen, wie eine Sammlung deutscher Volksmärchen aus allen Landschaften ist?

Neue englische Dichter.

William Smith.

Wir berichteten vor einiger Zeit (1851 Heft 51) über den Dramatiker Taylor; der Dichter, mit dem wir es heute zu thun haben, ist ihm in vieler Beziehung an die Seite zu stellen. Seine „Dramen“ erschienen bereits vor fünf Jahren, doch erst neuerdings ist das Publicum durch eine sehr ausführliche Recension in Blackwood's Magazine auf ihn aufmerksam gemacht worden. Sie zeichnen sich aus durch eine männliche, energische Sprache, durch neue und zum Theil bedeutende Gedanken, durch kühne und nicht unpoetische Bilder, obgleich diese, wie fast bei allen englischen Dramatikern der Fall ist, in der Regel weiter ausgeführt werden, als es zum Verständniß nöthig ist; ein Fehler, der nur daraus erklärlich ist, daß man mehr für die Lecture, als für die Aufführung schreibt. Beim Lesen können wir ungehindert bei dem Bilde verweilen, und dann noch einmal rasch den Zusammenhang überblicken; auf der Bühne entgeht uns aber entweder das eine oder das andere. So ist es auch mit der Conception der Charaktere. Die Engländer, die doch in ihrer Praxis sehr unbefangene und bestimmt zu Werke gehen, die in dem, was sie vorhaben, nie die gerade Linie verlassen, lieben in der Poesie zusammengesetzte, reflectirte Charaktere, die nicht aus voller Seele empfinden und handeln, sondern nach irgend einem künstlichen Gedankensystem. Es ist noch immer der Geist des alten Hamlet, der in ihnen umgeht. Dadurch kommt etwas Finsteres und Nebelhaftes in die Handlung, das uns bei der Lecture anzieht, auf der Bühne aber seine Wirkung verfehlt. Wir gehen nach diesen vorläufigen Bemerkungen sofort an die Analyse der einzelnen Stücke.